



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ostfriesische Volkskunde

Lüpkes, Wiard Habbo

Emden, 1925

C. Sitten und Gebräuche bei den wichtigsten Arbeiten und in den
verschiedenen Ständen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99241](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99241)

C. Sitten und Gebräuche bei den wichtigsten Arbeiten und in den verschiedenen Ständen.

Eine dritte Reihe von Sitten und Gebräuchen knüpft sich an die mannigfachen Beschäftigungen, durch welche das Volk in seinen verschiedenen Ständen und Berufen seinen Unterhalt erwirbt. Auch sie charakterisieren unsern Volksstamm wieder nach einer andern wesentlichen Seite hin, nach seiner Stellung zur Arbeit und zum wirtschaftlichen Leben. Nicht bei allen Arbeiten und nicht in allen Ständen finden sich gleichmäßig Sitten und Bräuche, die sich daran knüpfen — und manches ist bereits davon abhandeln gekommen oder im Schwinden begriffen.



Nr. 87. Zinnerne Schenkkannen, Sirupskannen und Teetöpfe aus der Sammlung der „Kunst“ in Emden.

Aber eins ist geblieben, die Freude des Volks an seiner Arbeit und seinem Erwerb, der die alten Sitten und Gebräuche einen eigenartigen Ausdruck gaben, des Tages Arbeit und die sauren Wochen sittigend und verklärend.

Viehzucht und Ackerbau sind noch immer, im Groß- und Kleinbetrieb, die Hauptbeschäftigungen und wichtigsten Erwerbszweige unseres ostfriesischen Volkes. Dazu treten dann noch, besonders in den Städten und Flecken, Handwerk und Handel und an den Küsten- und Hafenplätzen die Schifffahrt.

In Hinsicht des Ackerbaus und der Viehzucht kommen die Unterschiede von Marsch, Geest und Moor zur Geltung, auch was die Sitten und Gebräuche betrifft sowie die ganze Art des Betriebes und Wesen und Stimmung der Bewohner. Es ist für die genaue Kenntnis der wirtschaftlichen Bedingungen und Voraussetzungen der Volksitten und Gebräuche von Belang, daß wir solche Arbeiten besitzen wie die Amtsbeschreibungen vom Ende der Fürstenzeit (1735), Friedrich Arends „Ostfriesland und Jever besonders in landwirtschaftlicher Beziehung“

(1818—20), und des Kriegs- und Domänenrats Joh. Carl Frese Arbeiten über die Polder und Groden sowie über die Moore (Torfgräbereien) und Fehne vom Ende des 18. Jahrhunderts. Aus diesen grundlegenden Werken haben denn auch die neueren heimatkundlichen Arbeiten fleißig geschöpft, besonders Herm. Meier (Ostfriesland in Bildern und Skizzen) und de Vries und Focke (Ostfriesland, Land und Volk, in Wort und Bild). Dieselben berühren auch gelegentlich die Sitten und Gebräuche auf diesem Gebiet, aber nicht in organischem Zusammenhang, wie es vom volkstündlichen Standpunkt wünschenswert ist. So bleibt denn das Vereinzelte auch mehr eine Kuriosität ohne wesentlichen Belang für die Kennzeichnung unseres Volksstammes. Es ist allerdings bei den sporadischen Resten von Sitten und Gebräuchen aus der Vorzeit nicht leicht, die Zusammenhänge aufzudecken und richtig zu werten. Aber indem andere friesische Gegenden noch mehr Eigentümliches bis auf unsere Zeit festgehalten haben, können wir von daher ziemlich sichere Rückschlüsse machen — zumal eben doch noch immer Reste vorhanden sind auch bei uns und der Teil für das Ganze spricht, das einst war.

Bei jeder Beschäftigung gibt es gewisse Wendepunkte, an denen die Sitten und Gebräuche vorwiegend hervortreten; bei der Viehzucht ist es die Zeit des Austriebs und des Heimtriebs, Anfang und Ende des „Weidegangs“; beim Ackerbau die Zeit der Aussaat und die Zeit der Ernte; bei dem Handwerk und im Handel die „Saison“; in der Schifffahrt die Zeit der Ausfahrt und des „Auslegens“.

1. Viehzucht und sich daran anknüpfende Sitten und Gebräuche.

Es wäre hier etwa die Stätte, an der auf das innige Zusammenleben des Volkes mit den Haustieren und den Tieren in der freien Natur hingewiesen werden könnte. Die vielen hundert Sprichwörter und Volksreime von den Tieren legen Zeugnis ab von feiner Beobachtungsgabe, Humor und Gemüt unseres Volksstammes. Mögen wir nun denken an Storch, Schwalbe, Ruckuck und wie ihr Erscheinen im Frühjahr, ihre Lebensweise, ihr Abzug im Spätsommer von den Kindern wie von den Erwachsenen mit allerlei Reimen und Vorstellungen bedacht werden — oder welche Rolle Kaze, Hund und Fuchs im Volksmund spielen, wie sie personifiziert und in zahlreichen sprichwörtlichen Redensarten selbstredend eingeführt werden — wie Kuh und Pferd und Schaf und Schwein und Huhn bis zum Bienlein herab in ihren Lebensgewohnheiten aufs schärfste beobachtet und mit kurzem Wort aufs trefflichste charakterisiert werden auch im Hinblick auf Nutzen und Schaden für die Wirtschaft: das alles ist eine Welt für sich. Wir dürfen uns denn auch nicht wundern, daß in Tierrepos und Tierfabel, in besonderen Büchern über die Tiere im Volksmunde, im Volksgebrauch und Volksglauben diese „Welt für sich“ nach den verschiedenen Seiten dargestellt ist. Die „Sprache der Vögel“, die Stimmen der Tiere überhaupt haben ihre Deutung im Volksmunde gefunden; die Charaktereigenschaften der Tiere sind in der Tierfabel aufs schärfste ausgeprägt und auf die Menschen angewandt; haben doch die Tiere sogar menschliche Eigennamen bekommen.

Bleiben wir bei letzterem einmal einen Augenblick stehen. Es gilt nur als Drohung für Unarten von Hund und Kaze, wenn man sie mit ihrem Gattungsnamen anruft. Sonst aber werden sie mit Eigennamen oder Liebkosungsnamen genannt und angeredet. Der Hund heißt als treuer Begleiter und Freund des Hauses Deli, auch Fidel (von lat. fidelis = treu), Ami (frz. ami Freund), als Wächter von Haus und Hof Zilax (von gr. φύλαξ), als Schäferhund etwa Pas up, als Schoßhündchen Netti, Molli; als Fleischfresser Caro, als Jagdhund Nimrod, Waldmann, Strom. Bekanntlich haben auch all die verschiedenen Hundarten und Rassen ihre Sonderbezeichnungen. Nicht ganz so mannigfaltig sind die Kazen-

namen. Als Mäusefänger heißt die Kaze wohl Muushund; die schwarze Kaze wird — etwas abergläubisch — gern Hexe, besonders im Drohruf, genannt; in einem Volksreim heißt die Kaze — deren Fell in Trippen (Holzpantoffeln) getragen wird — „Eli“. Der Kater wird gern Kolf (oder Naber Kolf) genannt; auch Piet, das Käzchen dagegen Puus und Miez. Wanders Sprichwörterlexikon enthält nicht weniger als etwa 1000 Sprichwörter von der Kaze. — Besonders aber kommen in Betracht die Namen, welche den eigentlichen Wirtschaftstieren gegeben werden, Pferd, Rind und Schaf — wir meinen nicht in den Stut- und Stammbüchern, sondern wie das Volk die Namen gibt nach gewissen Merkmalen. In kleineren Betrieben, wo es sich um wenig Tiere handelt, können die Namen nach einfachen Merkmalen der Farbe, der Hörner, des Alters gegeben werden: Wittkop, Swartkop, Bles (mit weißem Stirnsleß), Krumhoorn, Kaal-(Röt-)steert, Olle (zugleich vertrauliche Anrede), Swarte, Swartbunte; von Pferden: Schimmel, Jos, Appelschimmel; auch werden die Tiere wohl danach benannt, von wem man sie



Nr. 88. Silberne Teetöpfe auf Teestöbchen, „Schenkkel“, Kohlenbecken.

angekauft, bzw. nach dem Markt- oder Ursprungsort. Nach dem Kriege 1870/71 gab es viele „Franzosen“ (kriegsgefangene Pferde) im Lande. Auch nach guten oder schlechten Eigenschaften werden die Tiere genannt: etwa Melkert, Stötert, Pferde Loper, Krübbenbiter, Klaphingst. Auch sagt man wohl nach dem Stand- oder Gangort auf dem Stall, bzw. vor dem Wagen oder beim Heimtrieb: Bovenan-Koh, Achteran-Koh, -Peerd, Böör-, Achterpeerd, Tohandpeerd, Vanhandpeerd, Enstel-peerd, Ruzpeerd. Wenn ein Kalb oder Füllen am Geburtstage eines Kindes des Eigentümers zur Welt kommt, erhält es wohl davon den Namen; oder es bekommt den Namen des betreffenden Kalendertages. — In verschiedenen Spinnerliedern, zugleich Gedächtnis- und Sprechübungen, werden all den verschiedenen Haustiern absonderliche Namen beigelegt, z. B.:

Ik gung wol uut to Biere,
To fallerallerieren.
Do frogten mi alle Lü,
Wo mien Swien sul heten:
Böjjelkatrien heet mien Swien,
Trü, mien Gentje, trü.

Weiter dann unter jedesmaliger Wiederholung bzw. Einschachtelung der bereits vorgekommenen Namen: Apen un to Heet mien Ko, Triptrap oder Happentrap

heet mien Schaap, Witte Feren heet mien Swaan, Rüterükü heet mien Haan un Theda heet mien Gentje. In einigen Rätselreimen werden auch versteckte Namen angegeben: „Raad, Pas up, rebellede See“ für den Hund, „Eli“ für die Kaze, „Wetter des Dages“ für den Hahn. Besonders wichtig war die Benennung der einzelnen Tiere und die Kenntnis ihrer Merkmale einst für die Hirten und noch immer, wo Herdenwirtschaft ist. Seit Aufteilung der Gemeindeweiden, auf denen der Dorshirte — nebst einem im Turnus der Dorfbewohner wechselnden „Gegenhüter“ — die Herde weidet, ist die Herdenwirtschaft sehr zurückgegangen. Sie wird betrieben nur noch auf den Außenweiden der Inseln, auf den Hellern (Seeanwälsen außer Deichs), auf einigen größeren Gütern (Haidshnucken früher z. B. auf Rosshütte, auf den Domänen Schafhaus, Schoo und Stürenburgshof), auf den grünen Sommerwegen der Marsch (Milchschafe der Arbeiter). Da bläst der vom Dorf oder dem Gutspächter angestellte Hirte noch sein Horn beim Aus- und Heimtrieb am Morgen und Abend, da geht ihm zur Seite der Hund, dem er seine Befehle (z. B. „to Bucht“) erteilt. Aber die alten Charakteristika des Hirten vom alten Schlag als Wetterprophet, als Heilkräutner und Wunderdoktor für Menschen und Vieh sind längst dahin, denn einen berufsmäßigen Hirtenstand mit volkstümlichen Überlieferungen gibt es in Ostfriesland längst nicht mehr. Was vom Hirten jetzt noch im Volksmund lebt, ist vielfach recht ehrenrührig — z. B. läßt das Sprichwort: „Schäpter un Schinder — Sünd Süster- und Brörlinder“ auf unsanfte, „schinderische“ Behandlung der Tiere durch die „Mietlinge“ schließen. Und doch — es gibt noch Hirtenpoesie: nur muß man sie nicht bei dem Hirten, wie er jetzt ist, suchen, sondern in dem ganzen Zauber der sommerlichen Natur, die ihn umgibt, mit der er in täglichem Umgang steht, ohne durch Arbeit im Schweiß des Angesichts in Anspruch genommen zu sein. Der Hirt mit seiner Herde auf der blumigen Au, er in seiner wetterfesten, eigenartigen Tracht und mit dem Hirtenstab, der achtsame Hund neben ihm, die Herde grasend oder lagernd — welch ein Bild zum Malen und zum Dichten! Den Hintergrund aber bildet bei den Herden der Inseln und Seeanwälsen das blau aufschimmernde Wattenmeer, auf den Haiden und Tristen der sommerliche Wald und das wogende Kornfeld. Vor Beginn des Weidegangs wird nach alter Weise wohl noch die Dorfgemeinde oder werden die Arbeiter der Marschdörfer mit dem Hirtenhorn zusammengeblasen, um einen Hirten zu wählen, dem außer barem Gelde vielleicht einige Gefälle von der Herde an Wolle, Milch und Käse gegeben werden, ferner Kleider und Schuh, wie er sie während des Weidegangs gebraucht. Die Zeichen seines Standes, Stab und Horn, werden ihm feierlich unter Einschränkung seiner Verpflichtungen überreicht. Dann gehts jeden Morgen in taufriischer Frühe hinaus; er selbst und die Führtiere seiner Herde sind recht eigentlich „Daustriter“ in gutem Sinne. Am Abend vor Sonnenuntergang kehren Hirt und Herde zurück, jener mehr und mehr in der Sonne gebräunt, die Tiere blökend und brüllend, die gewohnten Ställe füllend. So geht's bis in den Herbst hinein, wenn die Felder abgeerntet sind, und die Schafe der Arbeiter frei darin weiden dürfen. Er aber erhält seinen Hirtenlohn, und seine Tiere, die unter seiner Hut und Weide wohl gediehen sind von dem frischen kräftigen Futter, werfen auf den Herbstjahrmärkten ein gut Stück Geld ab. Manches feiste Stück kauft der Handelsmann und Schlächter, anderes wird durchwintert — und dann nur seine Wolle, nicht seine Haut zu Markte getragen. Gern erinnert das Volk daran, daß ein oder der andere Hirte den Pastor (= Seelenhirte) als seinen Kollegen angeredet habe oder daß der Hirt bei der Predigt über das Evangelium vom guten Hirten zu seinem Hunde sagte: Spiß, kum! de Pastor sticht al weer.

Eine wichtige Rolle spielt bei der Viehzucht die Butter- und Käsebereitung; dabei gibts noch gewisse abergläubische Vorstellungen: wenn es beim

Karnen (mit dem althergebrachten Tidsad) nur immer „schiffen“, aber nicht „buttern“ will, dann „hebben gewiß de Hexen de Hand in't Spil“. Die Nachtfalter werden bedeutsam „Botterhefse“ oder „Mulkentäversche“ genannt. Und wie die „Nachtmieren“ einen bösen Einfluß auf die Tiere selbst ausüben sollen, diese quälen und reiten, so daß sie am Morgen in Schweiß gebadet stehen und das Haar ineinandergewirrt ist, so sollen eben die Hexen einen bösen Einfluß auch auf das Buttern ausüben. Zum Schutz für die Tiere werden vielfach — so sah ich's persönlich z. B. auf Warsingsfehn — heilige Namen und Zeichen an die Stalltüren gesetzt oder Abschreckmittel in Gestalt angenagelter Fledermäuse, Elstern u. dgl. angebracht; beim Karnen aber werden ringsum etwa auf dem Fußboden Zeichen des Kreuzes mit Kreide gemacht. Ich hörte solches von einer alten Frau, die selbst als „Hexe“ übel berüchtigt war — und doch durch dergleichen Maßnahmen den bösen Einfluß der Hexen bannen wollte. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft.

Einige merkwürdige Sitten und Bräuche knüpfen sich noch an das Heuen, an das Mähen und Schwälen. Einst galt es sicher als Ruhm, beim Mähen der vorderste zu sein; weil das Streben danach aber gerade nicht auf ruhig bedächtiges Wesen schließen läßt, so ist der Name „Handjevöörmeier“ zum Scheltwort geworden für solche, die übereifrig immer das erste Wort haben wollen und nacheinander sich



Nr. 89. Zuckertopf, „Kümke mit Room (Sahne)lepel“, zinn. Teller mit Becher, zinn. „Trefpot“ (Teetopf).

in alles mischen. Die Mäher bringen die Nacht während der Mähezeit bei der Arbeit zu, ruhen aber während der heißen Mittagsstunden auf einem Lager von Gras in ihren weißen Leinenzelten. Gedungen auf den Arbeitsmärkten, wo sie mit Sense und „Horstapel“ (eine Art kleiner Ambos zum „Horen“ d. h. Schärfen der Sense) sich aufstellen, werden sie abgelohnt mit klingender Münze — nachdem sie inzwischen die bedungene Zugabe an Tabak und Schnaps oder Bier bereits erhalten und verzehrt haben. Wie Handjevöörmeier, so ist auch „'n breet Schwad“ in den Mund des Volkes gekommen, von Maulhelden; „meien“, heißt es, „is man buffen un dreien“ — man hede tepen, dat is Lede (Glieder) breken. Am liebsten ist dem Bauer: 'n lütjet Swad un dann wat rad un glat un schoon, so daß nicht eine Kante stehen bleibt. Wer in das Mähfeld, sei es Wiese oder Meede, tritt, dem werden unfehlbar die Füße von den Mähern gewischt, wofür sie ein Trinkgeld erwarten, zum „Mähebier“ im Zelt. — Nach dem „Wenden“ (Umkehren der Swaden) kommt es beim Schwälen zum Oppern (in Haufen setzen) des fertigen Heus. Ruht das Schwälervolk von der schweren Arbeit in der heißen Sonne („Swälen is Quälen“), dann wird noch wohl nach alter Weise „gewaalt“, indem die Jungen die Mädchen um die Seite fassen und sich mit ihnen auf dem Mähfelde um und um wälzen („walen“, „hollebolle“ spielen); der Hausherr und die Seinen werden „gehöögt“, nachdem ihnen zuvor auch die Füße gewischt sind — alles, um das hörgeld (Trinkgeld) zu erlangen oder um abends festlich bewirtet zu

werden (Schwälerbier). Den jungen Mädchen wird auch wohl „neues Heu“ gegeben, der Pelz voll Heu gesteckt, daß es ihnen ordentlich von der „Heutrodde“ juckt. Schließlich wird, wenn bei solchen Scherzen die Arbeit munter fortgefloßen, unter Singen und Tücherschwenken die Heimfahrt angetreten. Es gibt nun das Feierabends-, das Schwälermahl: Milchreis oder Pflaumengröße mit Schinken und derbem Butterbrot. Das Einfahren geschieht auf der Marsch mit „Kreitwagen“, auf der Geest mit Leiterwagen, worüber der „Punterböm“ geschnürt wird. Nun wird die Schwalbe nicht mehr von leeren Fächern oder Gulsen wie im Frühjahr zu singen haben, vielleicht werden noch gar „Heublocken“ beim Hause aufgeschichtet, von denen das Futterheu im Winter mit „Heuspaden“ abgestochen wird. Aber neben dem Futter für das „liebe“ Vieh kommt zu seinem Gedeihen noch anderes in Betracht: „Röskam un Strei — Doon meer as Hei“ heißt es im Sprichwort. In der Tat sorgt denn auch der ostfriesische Bauer trefflich für sein Vieh, auch durch warme Ställe, durch zutrauliches Umgehen und Sprechen mit den Tieren. Er kann bei seinen Tieren alles wagen, sie auf der Weide ruhig bei den Hörnern und — wenn er im Winter auf den Stall tritt — beim Schwanz anfassen: De de Ro höört, faat höör bi de Steert. Besonders tritt die zarteste Behandlung und sorgfältigste Pflege ein bei den trächtigen Tieren und wenn die Kühe „kalben“, die Pferde „fohlen“ (Füllen bekommen), die Schafe Lämmer kriegen. Dem „nüchternen“ Kalb gibt man etwas Salz in den Mund gegen den Schleim. Die Nachgeburt der Pferde wird hoch in den Baum gehängt, damit das Füllen den Kopf recht hoch tragen lerne oder auch zum Zeichen für den Handelsmann. Die Deutung ist jedenfalls ebenso unsicher wie beim „walen“, wodurch der Erde symbolisch wieder die Fruchtbarkeit mitgeteilt werden soll und beim „högen“, was als Sinnbild des im nächsten Jahr wieder höher und höher wachsen sollenden Grases aufgefaßt wird. Das Gebiet der Sympathie ist in der Tat uns modernen Menschen etwas fremd geworden. Oft enthalten begleitende Volksreime oder sprichwörtliche Redensarten eine Deutung von dergleichen Maßnahmen, was aber hier bei uns zu Lande weniger der Fall ist als anderswo.

Die Schlachtfeste des Herbstes zeigen auch noch einige Sitten und Bräuche. Wenn das Tier geschlachtet ist, dann müssen die Nachbarn ihm die Ehre des „Bekifens“ antun; beim Schaf werden die Bauchrippen vom Licht der Laterne durchleuchtet, und es heißt dann: 'n Schaap is 'n Schienfat; beim Schwein müssen Nachbarn und Freunde „de Finnen der mit of drinken helpen“; ein „Wiem“ mit tüchtigen „esterdikken“ Speckseiten und mächtigen „Pümmelwürsten“ und duftigem Nagelholz („Jöden nagelholz“ vom Borderteil (vgl. I. Mos. 52, 33) ist des Bauern Stolz. Er sitzt nun für den Winter dick im Speck und hat tüchtig was vor'm Messer. In das Nationalgericht (Braunkohl) gehört ein Stück Speck „as 'n olt oßfreest, Sangboof“ und dazu noch „Malligkeit“, ein derber Scherz, als Zugabe — auch ein Doornfaat (Schnaps) danach wird nicht verachtet, denn Rus un Smus gehören zusammen.

Die Nachbarn werden etwa auch zu dem „Snirtjebra“ von dem frisch abgehauenen Tier eingeladen, wozu Stücke vom „Ramnaatje“ herhalten müssen. Statt dessen wird in anderen Gegenden gegenseitig ein „Hütspot“ geschenkt mit einem Stück Rippchen, etwas Blut- und Leberwurst, einem Vierlerlei — wie denn auch etwas mannigfaltig Zusammengefügtes in übertragenem Sinne ein „Hütspot“ genannt wird. Die Kinder aber kriegen eine „Maus“, die vorher ordentlich piept — ein bestimmtes Muskelstück (vgl. „Muus“ van de Duum), oder eine kleine Wurst, einen „Pint“. Wen't Kastied is, wen't Kastied is, Dan slacht wi unse Swien; dann braad ik mi 'n Muus up de Tag, un de erste Wust is mien. Sprichwörtlich ist geworden bei diesem gegenseitigen Schenken vom Geschlachteten: Mit de Pint na de Schink smiten.

Wie stark das „Junkvolf“, das im Herbst auf den Beestmärkten — z. B. besonders dem dritten Emden Beestmarkt — eine Hauptrolle spielt, auf tüchtige Fleisch- und Speckversorgung aus ist, geht auch aus dem Volksreim hervor:

Och, leve Heer in 't Hemelriek!

(Spricht die Bauersfrau beim Kohlstopf seufzend.)

„Dor kanst du Beest nooijt komen.“

(Antwortet aus dem Rauchfangversteck der Knecht oder die Magd.)

Worum den nich, du lever Got?

(Fragt die Bauersfrau die vermeintliche Geisterstimme.)

„Du deist geen dich Stük Spek in de Pot.“

(Antwortet die verborgene Stimme.)

Wen it der'n dit Stük Spek in do,

Kan it der dan wal komen?

(Fragt die Bauersfrau. — Darauf jene Stimme wieder:)

„Ja, dan kanst du der komen.“

Das Stük Spek „wie ein altes ostfries. Gesangbuch“, das bei Einführung eines neuen Gesangbuches eine gewisse Rolle gespielt haben soll, ist also scheinbar zu einer Bedeutung für die Seligkeit geworden. Und das „Strunkfool sünner Jet“ bezeichnet für den Friesen die unterste Stufe des Elends, der Hungersnot in dem bekannten Sprichwort von den Mansfeldern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Bei dem Einschlachten beobachtet das Volk im allgemeinen die Zeit des zunehmenden Mondes — dann nimmt auch der Speck im Wiem und Topf vermeintlich zu (dejt), während das zur Zeit des abnehmenden Mondes Geschlachtete schwinden („verlesen“) soll.

II. Das Saatkreschen.

„Gegen Ende des Maimonats steht der Raps in voller Blüte. Zu dieser Zeit bietet die einförmige Marsch in den Küstengegenden den schönsten Anblick dar. Überall lachen uns Felder an im glänzendsten Gelb gekleidet, welche höchst reizend abstechen gegen die grünen Wintersaaten und Weidesflächen. Liebliche Düfte atmen uns entgegen, das melodische Geseum unzähliger Bienenschwärme erreicht unser Ohr.“ So schildert noch Friedrich Arends (in „Ostfriesland in landwirtschaftlicher Hinsicht“ 1818—20) die liebliche Szene, der Fackmann, dem wir auch im übrigen folgen und in dessen Zeit wir uns hineinversetzen.

Das Saatkreschen ist ein Fest für Jung und Alt. Alles ist fröhlich; der dem Nationalcharakter eigene Ernst verschwindet und macht einer Lustigkeit Platz, die manchmal in Ausgelassenheit ausartet. Das Kreschen geschieht durch Flegel, durch Treten der Pferde, oder endlich mit einer Walze.

Das Kreschsegel ist etwa 22 Ellen lang, 20 Ellen breit; es wird von starkem Segeltuch verfertigt. Ein Zelt gehört dazu, worin sich die Krescher abwechselungsweise lagern; im Jevelande ist dasselbe beslaggt. Das Kreschen geschieht fast immer auf dem Acker selbst. Herbeigeschafft wird der Raps zum Kreschen mit 2 Tragsegeln, 4 Ellen lang und 2 Ellen breit, an deren entgegengesetzten Seiten runde Stangen befestigt sind. Der Saatkraas verheuert diese Geräte nebst der Mannschaft nach dem Beurt (in einem gewissen Turnus, nach Reihenfolge) an die Saatkrauern. Zwei Kraase (Hörnkraas und olle Kraas am Buulshörn) führen die Aufsicht, zwei Inleggers nebst Kluwers (Sammeler der einzeln liegenden Stämme und Äste) legen den Raps mit Forken oder Saatkraffeln auf das Tragsegel, zwei starke Träger tragen dasselbe fort — von den im Kreschsegel befindlichen Arbeitern „Landlopers“ genannt. Der Krescher sind acht da, verteilt in zwei „Blogen“ zu je vier Mann. Ferner gehören zum Kreschpersonal noch eine Frau, welche die Saatkrausen mit einem krummen Haken anlegt („Anlegger“) und ein

Mann, der das Stroh wegträgt und zum Brennen aufhäuft („Brander“ — is nich half so goot as 'n ander) sowie ein Knabe zum Wenden der „Lagen“ („Umkeerder“). Das abgedroschene Stroh wird durch zwei „Stokslager“ oder Knüppelungen tüchtig durchgeschüttelt und zur hinteren Seite des Segels gebracht, wo ein Uutschüdder es über den 1—2 Fuß erhöhten Rand wirft. Wenn 12 Lagen („Leggen“) gedroschen sind, macht sich der zweite „Bloog“ an die Arbeit, der erste eilt zum Bierfaß und tut sich gütlich. Das Reinigen des vorn im Segel angesammelten Kornes geschieht durch Worfeln und Sieben. Außer dem Lohn liefert der Bauer noch ein Quartje ($\frac{1}{4}$ Anker) Genever, $\frac{1}{2}$ Tonne Bier und 1 Pfund Tabak. Bier (leichtes Hausbier, Braumbier, Mäherbier) mag jeder trinken, soviel er will und kann. In einigen Kommunen ist es gebräuchlich, die ganze Mannschaft jeden Abend auf Grüze mit Pflaumen und Syrup oder auf Klöße (Hüdel) nebst einem Schinken zu regalieren, im Zevenlande erhalten sie gewöhnlich Reisbrei mit Butterbrot. — Das Dreschen mit Pferden ist auf den Dollartpoldern, den Harlinger- und Jade-Groden allgemein gebräuchlich. Man braucht dazu 6 Pferde, drei und drei zusammen, mit zwei Jungen, welche auf dem mittleren Pferde sitzen. Einige in den östlichen Grodengegenden bedienen sich zum Dreschen des Saatkloßs (Dreschkloßs); derselbe dreht sich wie eine gewöhnliche Erddrolle (Walze) in einem Rahmen, woran der Deichselbaum befestigt ist, mehr nach der dicken Seite des Kloßs etwas schräg binnenwärts, damit er sich ohne Zwang in die Runde drehen läßt. Das Stroh wird im Westen auf dem Lande verbrannt, allenfalls fährt man einen Teil nach Hause, damit es als Unterlage der „Schelfen“ oder in den Gussen (Bansen) diene. Im Osten und Norden aber, wo der Torf teuer, brauchen die Warfsleute es zur Feuerung in den „Dumpeöfen“ der Wohnstuben (Dörns), die eigentlichen Bauern bloß in den Backöfen.

Die im Westen zu Norden, Emden, Leer befindlichen acht Ölmühlen können — so schreibt Friedr. Arends — nicht einmal die Ernte der dortigen Gegend verarbeiten, sonst befinden sich nur noch zwei Ölmühlen in Carolinenziel und Neustadt-Gödens — der meiste Raps geht nach Amsterdam und sonst nach auswärts.

Am Dreschfelde vorübergehende Männer müssen, wollen sie nicht mit Schimpfnamen bedeckt werden, den Hut lüften, Frauen müssen die Schürze wehen lassen. Auch laufen die Arbeiter wohl mit einer Flasche Genever und mit einer Schaufel voll Saat hin, wenn Fremde vorüberkommen, und halten die Saatprobe vor mit der Frage: Is de Saat nich mooj? Es folgt ein Zutrinken und Bescheidtun sowie vor allem — als Zweck der Saatprobe — ein Trinkgeld. Manchmal kommt auch ein Saattaufmann, um an Ort und Stelle die Saatfrucht zu besehen und mit dem Bauer zu handeln. Man läuft alsdann schnell hinzu, wischt ihm mit dem Taschentuch oder einer Handvoll Saatstroh die Füße, und er wird sich erkenntlich zeigen.

Die Einholung der letzten Garbe geschieht mit einer besonderen Veranstaltung. Die Mannschaft stellt die Arbeit ein, „den Hasen zu fangen“, der sich unter die letzte Garbe geflüchtet haben soll. Die Halstücher, Taschentücher, Schürzen werden an die verschiedenen Geräte gebunden, um als Flaggen zu dienen, und alles geht mit Gesang an die einsame Garbe. Sie wird umstellt, das Geneverglas macht mehrmals die Runde, und alsdann wird die Garbe unter lautstühendem Hurra aufgehoben. Mit ihr zusammen wandert der Bauer ins Segel, um mit Gesang an den Dreschplatz geführt und „gehögt“ zu werden.

Am Abend loht das Rapsstrohfeuer zum Himmel, man labt sich an dem Erntemahl, und der Bauer träumt von seinen Saattipstolen, dem Lohn seiner Sorgen und Mühen.

Es ist mir noch in lebhafter Erinnerung, wie störend im Sommer 1870 in unsere kindlichen Freuden das Verbot des Strohfeuerbrennens eingriff — es hätte während des Krieges als Signalfener mißdeutet werden können. Es gehört nun schon fast in das Reich der Träume, wenn Herm. Meier vom Rapsstrohbrennen folgende Schilderung entwirft: „Es gewährt einen herrlichen Anblick, wenn du in dunklen Abendstunden auf Emdens Wällen spazierst und da überall, in der Nähe und Ferne, im eigenen Lande wie im benachbarten Holland über den Dollart hin das brennende Rapsstroh lodern siehst.“

Von ganz besonderem Interesse dürfte in diesem Zusammenhang eine ältere friesische Dreschordnung (altfries. *tersklaow*, holl. *dorschwet*) sein, die Waling



Nr. 90. Silberne Zuckerchaufeln, Teeschaufel, Bonbonnieren.

Dykstra „Mit Frieslands Volksleven“ (Bd. I S. 263 ff.) mitteilt, in der Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammend. Sie lautet im wesentlichen wie folgt:

Der „Graf“ (kleed-, seilbaas) soll St. Jakobi (25. Juli) oder etwas früher zu St. Margareten (13. Juli) die Ordnung verlesen. Er soll die Saatregel und alles andere Gerät allzeit brauchbar und unbeschädigt halten und es bei Strafe an niemand anders als an die Berechtigten austun. Die Hausleute sollen am Tage, wo die Ordnung verlesen wird, losen, wer zuerst, zuzweit, zudritt dreschen soll. Das Dreschen soll nach Landesgebrauch dem „Grafen“ zustehen. Die Arbeiter sollen auf denselben hören und selbst arbeiten oder „noodloonen“ (ihre Abwesenheit an die andern Arbeiter vergüten) und in letzterem Fall außerdem zwei Groten Buße an den Fiskus bezahlen. Das Arbeitervolk soll einen Richter wählen und der Graf einen Aufseher und Eintreiber der Bußen. Zwei „fiffers“ (die in beständiger halb springender Bewegung auf dem Stoppelfelde befindlichen Inleggers), zwei „beren“ (die großen starken „Dragers“) und der Aufseher sollen acht Mann („Dievaars“,

Störche), die vier um vier abwechselnd dreschen und aufräumen, bis zum Abend an der Arbeit halten. Zwei alte „stierkerts“ (= stierroef, grise frei, Greis) sollen die Saat von aller Unreinigkeit frei sieben (das Sieb hieß roefenneft). Die Hausleute sollen, sobald letztere die Flagge sehen, eine Tonne Bier oder zwei auf das Land bringen. Darnach soll der Becher bei jeder Lage rundgehen. Die Blutsverwandten und Freunde des Bauern und andere Leute, die beim Dreschen zuzusehen kommen, sollen drei Saathüschel von den Stoppeln des Landes aufsuchen und dem Aufseher in das Saatsegl geben, bei Strafe von zwei guten Pfennigen. Alles Böse, auf dem Lande begangen, soll auch auf dem Lande gesühnt werden — ausgenommen Totschlag. Die Gerichtsjüngung, bei der alle entblößten Hauptes zu stehen haben, findet statt, wenn das Dreschen zu Ende ist oder die Sonne untergeht. Geldbuße wird bar bezahlt an den Aufseher, außer durch die Arbeiter: diese bezahlen ihre Buße auf der Biertonne bei der Abrechnung. Gilt die Untat „huid (Schläge und anderes Ungemach) of har“ (das schändende Abschneiden einer Haarlocke — wegen Diebstahls oder Unsitlichkeit), dann wird dieses noch denselben Abend ausgeführt. Die starken „beren“ sollen dafür sorgen, daß niemand seiner Schuld unentledigt das Land verläßt. Wer gestraft ist, soll dem Richter Dank sagen mit dem Becher. Die Arbeiter sollen den Hausleuten Dank sagen für das Bier und was sie sonst gehabt. Der „Graf“ soll die Hausleute, Mann und Frau, zum Mahl bitten auf den 2. oder 3. Sonntag vor St. Laurens (10. August) zwei Stunden vor Mittag. Auf den Rechnungstag sollen alle Straf-gelder von dem Aufseher empfangen, durch die Arbeiter mit ihren Frauen und Töchtern verzehrt werden, unter Hornblasen und Freudenrufen.

Hatte man das Letzte im Tragkleide, dann mußten die Arbeitsleute dem Bauer Dank sagen nach der Ordnung. Dann droschen acht Mann das Letzte, während die andern nach dem Takt der Flegelschläge ein Lied sangen, das sich auf die Bewirtung mit Käse und Brot, mit Speck, Pfannkuchen und Bier bezog. — It klist, it klatst — 't giet joun (heute Abend) to gast. Der jährliche Abrechnungstag vom Saatedreschen war früher ein belangreicher Vorgang. Die Bauern, die Saat hatten dreschen lassen, kamen mit ihren Frauen morgens 10 Uhr in dem Haus des dorschgraaf oder kleeedbaas zusammen, der kurze weite Hosen trug und einen paltrok (langen Rock, von oben bis unten zugeknöpft), während um seinen Hals ein langer Shawl geschlungen war und sein Haupt bedeckt mit einem hohen runden Hut. Das Fest wurde eröffnet, indem der silberne „branswynskop“ herumgereicht wurde; darauf wurde die Gesellschaft durch den Aufseher zu Tisch genötigt. Obenan nahm der Dreschgraf Platz auf einem großen, mit grünem Laten bekleideten Lehnstuhl. Neben ihm stand ein gleicher Stuhl, der leer blieb — ursprünglich für den Edelmann als Schirmherrn oder für den Geistlichen? Die weiteren Gäste saßen auf Bänken und die den hanzebeker (Becher zum „hensen“) noch zu trinken hatten, wurden auf einer kurzen Bank am Unterende der Tafel plaziert, grade gegenüber dem „Grafen“. Hinter ihnen war eine kleine Tafel angerichtet für den Richter und seine Beisitzer, dies waren die beiden stierkerts oder Saatsieber, die Ältesten.

Roggen- und Weißbrot mit Butter und Süßmilchkäse wurde aufgetischt. Die Hauptschüsseln waren zwei Kummern mit Pflaumenbrei und dazwischen eine große Kanne mit Kaltschale aus Bier, Brantwein und Eiern, worin Zwieback gebrocht wurde, auch ward Zucker und Kaneel gestreut. Der Aufseher und die „beren“ mußten Bier schenken an jeden, soviel er wollte.

Nach Ablauf der Mahlzeit gingen die Bauern in die Abrechnungskammer, wo sie vom Dreschgrafen und Aufseher erwartet wurden. Die Bäuerinnen verließen auch die große Kammer, und nun kamen die Arbeitsleute, die sich bis dahin im Hinterhause amüsiert hatten — „om de tafel schoon te vegen“.

Der Aufseher bezahlte, nachdem er das Geld von den Bauern empfangen, den Arbeitern ihren Lohn auf dem Boden eines leeren Bierfasses aus. Die Strafen wurden abgezogen. Was zum Schluß vom Geld übrig blieb, zahlte der Aufseher mit entblößtem Haupt vor dem Dreschgrafen auf der Tafel aus. Hierauf gingen die Gäste zusammen nach draußen. Die zum erstenmal der Feierlichkeit beiwohnten, wurden unter der Flagge plaziert und ihnen wurde der hanzebeker angeboten — ein silberner Becher oder Kelch mit altfries. Randschrift (Exemplar von 1569).

Hatten die Neulinge den Becher ausgetrunken, dann führte man sie unter den vor dem Hause des Dreschgrafen stehenden großen Lindenbaum, hier brachte ihnen der Graf das große schöne Trinkhorn zu, welches verziert war mit drei silbernen Bändern und welches an einer silbernen Kette hing. Auch aus diesem Horn mußten die Neulinge trinken, und darauf wurde ihnen, einem jeden der Reihe nach, das Horn vom Aufseher über die Schulter gehängt. Der Dreschgraf,



Nr. 91. Silberne Zuckerzangen, Sahnelöffel, Bonbonnieren, Buch mit Silberbeschlag.

zwischen dem Richter und Aufseher und gefolgt von den zwei Trägern, ging nun auf ihn zu, und unter feierlicher Stille, während alle entblößten Hauptes standen, nahm er den Neuling in den Verband auf unter dem Sprechen folgender Formel:

„U, eerzame en vrome N. N., die voor het eerst dezen rekendag meê hebt gehouden, het loon betaald en gedaan zoo 't behoort, nemen wy aan in den zoen. Leest met ons in vrede, doe niemand kwaad, dan gaat het U altyd wel“.

Der Aufseher befreite den Eingeweihten von dem Horn und stürzte das darin übrig gebliebene Bier auf sein Haupt aus, während er sprach:

„Onze oude vader heeft het zoo gewild; het zy U tot geluk en zegen, in het hemelryk en op het aardryk.“

Ein lautes Lachen, mit Hornblasen, folgte darauf. Die Neueingeweihten gaben darauf allen Bauern die Hand und wurden durch diese bewillkommt. Der übrige Teil des Tages wurde in Fröhlichkeit hingebracht, und das Jungvolk ging an den Tanz.

Das ist das alte feierliche Saaddreschbier, in manchem erinnernd an die festen alten Sitten der Theelacht.

III. Ueber die alten Zünfte zwischen den Wällen einer ostfriesischen Stadt (Emden).

Wir haben in neuerer Zeit beredte Zeugnisse dafür, daß man das Gewerbe als einen bedeutsamen Faktor in dem großen Staatshaushalt anerkennt und gerade dem Stande der Handwerker, dieser Armee mit den Waffen des Friedens, immer mehr Aufmerksamkeit zuwendet. Gewiß, man fängt an, den Schillerschen Spruch zu würdigen:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Neben die Staatengeschichte ist nach und nach eine Geschichte der Arbeit und Kultur getreten, darstellend, wie der Mensch, das Volk durch seiner Hände Arbeit und Erfindsamkeit seines Geistes sich einen friedlichen Lebenskreis geschaffen hat, dem Bürger als Ziel anweisend, ein Förderer und Verbesserer auf dem Felde der friedlichen Waffen zu sein und immer mehr zu werden. Wenn die politische und Kriegsgeschichte den gewerbetreibenden Stand kaum beachtete, wenigstens als einen ziemlich unwirksamen Faktor in der Entwicklung des Volksganzen erscheinen ließ, so erhebt die eigentliche Volks- und Kulturgeschichte, die bis zu einem gewissen Grade auch Wirtschaftsgeschichte ist, den Handwerkerstand, die Industrie, das Gewerbe zu einem beachtenswerten Förderer der wahren Interessen der menschlichen Gesellschaft, zu einem vornehmen Gliede des sozialen Volkskörpers. Das möge auch den geringsten Handwerker mit einem Selbstgefühl erfüllen, welches ihn unter den Schwierigkeiten und Drangsalen der Gegenwart im Kampf ums Dasein mit dem Fabrik- und Kapitalwesen vor Mutlosigkeit und Verzagttheit bewahrt! Da aber jede Geschichte die Zusammenfassung vieler Einzelgeschichten ist und um so wahrer und treuer ausfallen muß, je mehr solcher Einzelgeschichten in wahrheitsgetreuen Bildern zusammenfließen, so dürfte auch eine Schilderung des Zunftwesens und -Lebens in den Mauern einer ostfriesischen Stadt als ein kleiner Baustein zur Geschichte des Handwerks in unserer Heimat Ostfriesland nicht überflüssig erscheinen.

Das Prinzip der Arbeitsteilung war es, das einen besonderen Handwerkerstand und in diesem wiederum verschiedene Handwerksgenossenschaften, d. h. die Zünfte, Innungen, Gilden, schuf. In vorreformatorischer Zeit waren die Zünfte auch in Emden durchweg fromme Bruderschaften, sog. Kalandsgilden zu Ehren Gottes und irgend eines Heiligen, der als Schutzpatron galt. So verehrte die Goldschmiedezunft den hl. Eligius, und die Bruderschaft feierte dessen Tag alljährlich mit Messen und anderem Gottesdienst als Sitte und Gewohnheit 3 Tage lang — „und nicht mehr.“ Die Schiffergilde erkannte als Schutzpatron den hl. Clemens an; unter allem Wechsel der Zeiten hat die Clementinenbruderschaft bis auf den heutigen Tag fortbestanden und einen einigermaßen geistlichen Anstrich behalten. Sie nimmt sich der Schifferwitwen und -Waisen an durch Sammlung und Verwaltung milder Gaben. Die Bäckerzunft verehrte die hl. Agathe als Schutzpatronin, und es war Zunftpflicht, am Tage derselben für alle aus der Gilde verstorbenen Mitglieder Messe lesen und Lichter anzünden zu lassen. In ähnlicher Weise finden wir bei den Zimmerleuten St. Joseph, bei den Schustern St. Crispin — der bekanntlich zur Ehre Gottes Leder stahl, um armen Leuten Schuhe daraus zu machen —, bei den Barbieren und Chirurgen Cosmas und Damianus verehrt. Damianus wurde zugleich als Patron der Stadt im Emden Wappen geführt. Nach der Einführung der Reformation mußte die Verehrung der Heiligen auch bei den Zünften in Wegfall kommen, und es verfügt deshalb die Polizeiordnung der Gräfin

Anna vom Jahre 1545, daß die Schiffer- und alle anderen Ämter und Gilden ihre Rollen zu korrigieren haben, und seitdem bestimmen fast durchweg die Gilderollen über die Strafgeelder, daß sie halb dem (Landes)-Herrn und halb den „Gades Armen“ (hausitzenden frommen Armen) zu gute kommen sollen. — Die Zahl der Gilden wuchs in Emden allmählich von einem Duzend bis auf dritthalb Duzend an. —

Unter den noch vorhandenen Rollen ist die der Gold- und Silberschmiedezunft die älteste. Sie wurde gegeben durch Graf Edzard I. am Tage Martini Ep. 1491. Nicht ganz zufällig mag es sein, daß es gerade diese Gilde ist, von der die älteste Kunde auf uns gekommen. Es dürfte bekannt sein, daß nach der Tradition Kaiser Karl d. Gr. den Friesen das Privilegium verlieh, Gold und Silber an Haupt und



Nr. 92. Silberne Bonbonnieren, Riechdöschen, Nadeln (in Statuettenform), Ranaulbecher.

Füßen tragen zu dürfen — ein Vorrecht, das unsere westlichen Nachbarn oder vielmehr Nachbarinnen, bis zum heutigen Tage in ihren Goldknöpfen und Ohreisen am treuesten gewahrt haben. Bekannt dürfte es ferner manchem sein, wie noch unser alter ostfr. Chronist Eggerik Beninga die gute alte Zeit rühmt, in der die Ostfriesen ihre Sprache und eigentümliche Tracht bewahrten mit mancherlei kostbaren Geschmeidestücken. In einer Zeit, wo sich die Töchter und Frauen unserer Vorfahren noch mit Paels, Ohrringen, Stirnspangen, Armgesmide, Halsbänden und Schoringen schmückten, wie Unico Manningas Trachtenwert es schildert, mußte das Gewerf der Goldschmiede blühen: und wenn bereits Torum, eine Stadt, die doch Emden an Größe und Bedeutung nachstand, vor ihrem Untergang im Dollart 8 Goldschmieden Beschäftigung bieten konnte, so dürfen wir gewiß für Emden die gleiche, wenn nicht eine größere Anzahl annehmen.

Die erste Gilderolle der Bäcker zu Emden datiert aus dem Jahre 1504 — es ist die älteste ihrer Art in Deutschland überhaupt. Bis zur Zeit des Delfzylschen

Vertrages vom Jahre 1595 wurden den Emden Gilden ihre Zunftartikel vom regierenden Grafen vorgeschrieben, oder sie bedurften doch dessen Genehmigung; nach Art. 9 jenes Vertrages indes steht es lediglich dem Bürgermeister und Rat der Stadt Emden zu, an den Gildebrieffen zu ändern oder neue vorzuschreiben. Abgesehen davon herrschte in den Gilden das Prinzip der Selbstverwaltung. Aus ihrer Mitte wählten sie alljährlich den Ältermann oder die Älterleute, und der zuletzt Eingetretene mußte sich des Dienstes eines Jungermanns unterziehen. Der Ältermann führt bei allen Versammlungen den Vorsitz und weiß sich durch Aufklopfen mit einem Hammer oder Szepter Ruhe und Achtung zu verschaffen.

Fast alle Rollen fordern für die Mitglieder ihrer Zunft zwei Haupttugenden: Ehrbarkeit und Tüchtigkeit im Fach.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist namentlich festgesetzt, daß jeder Meister und auch die Frau Meisterin frei, d. h. nicht leibeigen, und ehelich geboren (also „wohlgeboren“), dabei gutes Gerüchtes seien; in der Ordnung der Knopfmacherzunft ist überdies noch ausdrücklich das Mißbrauchen des Namens Gottes und alles lose leichtfertige Reden bei Strafe verboten — man mußte da also bis zu einem gewissen Grade „zugeknöpft“ sein. Für die jährliche Zusammentunft und das Gelage der Balbiere und Chirurgen am Tage Cosmae und Damiani (27. Sept.) wird gefordert: „In welder geselschap sall ein Jeder frohm und hovesch (höflich) wesen mit hande und munde.“ Wer aber eine merkliche Ungebühr begeht mit „Fechten“ (hier aber im ursprünglichen Sinn gebraucht), Scheltworten, mit Bier verschütten oder sonst soll geziemend bestraft werden.

Was den andern Punkt, die Tüchtigkeit im Handwerk, angeht, so mußte solche von jedem durch ein selbstgefertigtes Meisterstück nachgewiesen werden, und es soll das Werk den Meister loben, wie namentlich auch eine Inschrift auf einer Gedenktafel der Schusterzunft von 1679 dies ausführt:

De sin Meisterstück hir wil finden,
De lerre flitich ten allen tiden —
Doet he dat niet,
Sal he moeten daer vor boeten en liden —
Of so het na de Rulle neet kan passeeren,
Sal he moeten torügge stan
En van neiß wer leren —
Is't, dat he redelief kan passeeren
Vor unvordürven Ward,
So sal men hem prisen
Voor een Meister en niet voor een Klark —
Wil he dan darna geloven
Den Ampt getrouw to sien tot allen tiden,
Alsdan sal men hem nemen
Voor een Gildebroeder met verbliden.

Daß jeder sein Handwerk besonders hoch achtete und wert hielt, ist gewiß nur zu loben, und wir finden es deshalb sehr verzeihlich, wenn das Selbstgefühl sich hie und da in löblichen Reimen Lust machte und auf Gedenktafeln verewigte. So die Schmiedezunft:

Smid, zyt vrolyk!
Door gods zegen en de Konst
Is uw Arbeid niet omsonst.
Uw Ambeeld en uw Hamergoed,
Uw Blaasbalg en uw Rolengloed,
Uw Fylen en uw Snyfsteen t'zaam
Maakt uw werk tot dienst bekwaam.

Mit dezen merkt men wijs en breid
Uw eedle Konst Noodwendigheid.

Ähnlich auch die Weberzunft in einer Inschrift des von ihr an die neue Kirche zu Emden geschenkten Kronleuchters:

De hardtgebedte Spoel
Ryft haer Handteerders loont,
Het is derhalven oof
Mit unregt niet gekroont. 1648.

Dennoch mußte es sich gerade diese Zunft lange gefallen lassen, neben der Bartschererzunft und den Müllern als eine unehrliche zu gelten. Es erhellt dies — außer aus einigen Volksprüchwörtern — aus einem Zeugnis, welches Bürgermeister und Rat der Stadt Emden im Jahre 1513 dem Schneidergesellen Albert Bengger aus Ditzum ausstellen. In demselben wird von dessen Eltern gesagt, daß sie: eerlike lude, gudes geruchtes und famen, de oick nicht en synt gheweest molners, tolners, barbeers, swynsnyders, stovers, noch linnenwewers. Weshalb dies „unehrliche Hantierungen“ sein sollten, können wir im Einzelnen nicht mit Bestimmtheit sagen.

Besondere Gildehäuser können wir mit Sicherheit in Emden nachweisen für die Weber-, Schuster- und Schmiedezunft.

In einem „smeerige Spyskamer“ oder auch „Scheepstimmermans Welvaert“ genannten Hause versammelte sich wahrscheinlich die Gilde der Schiffszimmerleute.

Das Gildehaus der Schuster auf der „Schusterinsel“ führte über der Tür aus Stein gehauen die Bilder der früheren Patrone Crispin und Crispinian. In dem Versammlungszimmer befanden sich ein Paar mächtige Ochsenhörner, die vordem einem Emden Meister als Aushängeschild dienten. Die Umschrift lautete:

De Os de is gedoodt,
De Horens zyn behouden;
Hier maakt men Schoenen klein en groot
Voor Jongen en voor Duden.

Das Gildehaus der Schmiede führt über der Tür den gekrönten Hammer, das Wappen dieser Zunft. Das Versammlungszimmer war mit Gedenktafeln und Namensschildern geschmückt, um das Andenken früherer Mitglieder zu erhalten. Daß dies Sitte war, darauf weisen einige Inschriften im Schmiedegildehause ausdrücklich hin:

Tweemaal is ons het voorgedaan,
Des volgen wy na disse Baan,
Opdat wy twalfen niet alleen
Mogen sonder Naambred zyn.

Wir führen einige solcher Reimereien hier an, um darzutun, daß auch in den Emden Zünften die Poëterei, wie barock sie auch erscheinen mag, geliebt wurde, und wenn der Meistergesang hier auch nicht die Pflege fand wie etwa zu Augsburg, Mainz, Straßburg, Ulm oder gar Nürnberg, so war doch immer etwas von dem Geist eines Mannes darin, von dem es heißt: Hans Sachs war ein Schuh — macher und Poët dazu.

Die Emden Schmiedezunft und ihr Wappen gewinnen noch eine ganz besondere Bedeutung und Interesse durch die berühmten Nachkommen eines Meisters dieser Zunft. Dieser Meister war Jan Jansen von Esens, der sich in Emden als Schmiedemeister setzte und sich dort verheiratete. Von ihm stammen David und Johann Fabricius, die Astronomen und Entdecker der Sonnenflecke, ab, denen bekanntlich vor 30 Jahren das von dem Bildhauer Rassaun in Dresden entworfene Denkmal bei der Osteler Kirche errichtet ist. Ihr aus Schmid latinisierter Name Fabricius und dazu der gekrönte Hammer in der vorderen Hälfte ihres Wappenschildes weist ja auch direkt auf die Schmiedezunft hin. Der gekrönte

Hammer findet sich noch heute über der Tür des Schmiedezunfthauses „hinter der Halle“, auch sagt darüber der Vers einer Gildetafel der Emd' Schmiede in den Sammlungen der Gesellschaft für Kunst und Altertümer:

Men houwt Huizen, Castelen of enige Fondamenten,
De Smeden maaken de eerste Instrumenten.
Darum mag het haar gebeuren,
Dat zy de Krone boven de Hamer vören.

Der Name des Schmiedes Jan Jansen, dieses Vaters des berühmten Pastors und Astronomen zu Osteel David Fabricius, findet sich zuletzt in einem Verzeichnis freiwilliger Gaben der einzelnen Zunftmitglieder zur Tilgung einer der Stadt Emden durch Ankauf der Herrlichkeiten Uphusen und Wolkhusen erwachsenen Schuld, datiert vom 16. Dezember 1600. Während die meisten andern Meister 1, höchstens 3 Gulden zeichnen, leistet Jan Jansen mit 5 andern einen Beitrag von 6 Fl.; danach — sowie auch nach dem Studium seines Sohnes David zu schließen — scheinen seine Vermögensverhältnisse ziemlich günstig gewesen zu sein und für ihn wie für andere in alter und neuer Zeit das Handwerk einen goldenen Boden gehabt zu haben. Diesen goldenen Boden haben aber gerade auch die Zünfte in ihrer Blütezeit dem Handwerk bereiten helfen, indem sie einen Damm gegen Puscherei und unlauteren Wettbewerb bildeten, hingegen die Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und Ehrenhaftigkeit ihrer Mitglieder förderten.

Allmählich aber schlug dies alles ins Gegenteil um: das Zunftwesen wurde das größte Hindernis für jedes freie Streben und für jeden technischen Fortschritt; in die Zunftstuben zog Wirtshausstreiben ein. So scheint auch bei den Emd' Zunftversammlungen das Bier, „Hamborger Tappen“, mehr und mehr eine bedeutende Rolle gespielt zu haben — sei's als Verehrung des neu eintretenden, von außen anziehenden Meisters gespendet, sei's als Straftaxe zugemessen, sei's bei der jährlichen Rechnungslegung (Polverteren) zusammengesteuert. Nicht selten scheint den Meistern der Gerstensaft zu Kopf gestiegen, daher denn auch die fast stereotyp wiederkehrende Bestimmung nicht überflüssig gewesen zu sein: Wer im zornigen Mut mehr Bier verschüttet, als er mit dem Fuß bedecken kann, soll eine Buße zahlen zum Besten der Armen. Friedrich d. Gr. setzte, um dem mehr und mehr eingerissenen Unwesen zu steuern, jeder Zunft einen Gewerbepatron oder Beisitzer aus dem Magistrat vor, ohne dessen Vorwissen und Beisein sie hinfüro nicht weiter zusammenkommen sollten. Wer solch einem Voriszer gegenüber pochen oder drohen würde, sollte sofort durch die Wache in Arrest gezogen, auch nach Aurich gebracht und wider ihn — als einen Meutemacher — kriminaliter verfahren werden.

Unter der holländisch-französischen Fremdherrschaft wurden die Zünfte aufgehoben, zu hannoverscher Zeit am 1. Sept. 1819 wieder aufgerichtet und bestanden so bis zur Einführung der preußischen (1869) und deutschen (1896) Gewerbefreiheit. Es war ein letztes Lebenszeichen einer längst mehr und mehr bedeutungslosen Sache, als die Emd' Gewerke, in 18 Zünfte eingeteilt, bei Eröffnung der hannoverschen Westbahn am 20. Juni 1856 mit ihren Fahnen und Abzeichen einen feierlichen Aufzug veranstalteten. Die Andenken daran werden noch bis heute in der Emd' Rüstkammer auf dem Rathause aufbewahrt. Viele andere Reminiszenzen an das frühere Zunftwesen, die Gildenladen, Namensschilder, Gilderollen, Akten und Rechnungsbücher enthalten die Sammlungen der Gesellschaft für Kunst und Altertümer.

Neues Leben blüht aber aus den Ruinen auf Grund des Reichsgesetzes vom 26. Juli 1897 betreffend Innungs- und Handwerkerwesen — in Gestalt der freien bzw. Zwangsinnungen und der Handwerkskammern. Wünschen wir

ihnen fröhliches Gedeihen in Stadt und Land; mag es sich auch in unserer Zeit bewahrheiten: 't Handwerk süükt wal ins, man 't starvt neet. — Gott grüß das Handwerk!

VI. Dies und das von unsern ostfriesischen Inseln.

Ein Matrosenlied beim Gangspill, der Ankerwinde, (siehe Seite 13 dieses Buches) zählt uns die Inseln, an der ost- und westfriesischen Küste je sieben — sie einzeln kurz kennzeichnend — auf.

Wenn eine unserer volkstümlichen Redensarten lautet: „Achternanner an as de Eilanders un de Gosen“, so ist diese Zusammenstellung nicht gerade



Nr. 93. Tabaksbeutel; bei den Pfeifenköpfen: Rijsak (aus Seehundsfell), lange tönerner Pfeifen („kleien“ Pipen), Tabaksdosen.

schmeichelhaft zu nennen, es sei denn, daß man mit Rudolf Eckart in seinem Buche „Niederdeutsche Sprichwörter“ statt Eilander die Eilande versteht, die ja allerdings auch wie im Gänsemarsch vor unserer Küste aufmarschiert liegen, oder daß man nur eine Entstellung der hamburgischen Form der sprichwörtlichen Redensart „Olenländer Göse“ darin findet. Das Schicksal will aber, daß — bevor die Zelingsgeschichten bei uns auftauchen — die Insulaner als die Einfaltspinsel aufgefaßt wurden und für allerlei Neckerei herhalten mußten. Cadovius Müller in seinem *Memoriale linguae frisiae* vom Jahre 1691 bietet folgende „Staaltjes“: „Ein Eilander kam in die Kirche und sah auf einem Gemälde eine Rahe in der Historia der Schöpfung gemalt stehen, verwunderte sich und sprach: Gehet hier die Rahe auch mit zur Kirche?“ Das erinnert an eine Frage des späteren Kaisers Friedrich III. in der Großen Kirche zu Emden: „Bringen hier

die Kirchenältesten ihre Hunde auch mit in die Kirche (wie in Schottland)? — „Ein anderer Eilander kam in die Kirche und sah Christum am Kreuz hängen, segnete sich und sprach: Du lieber Mann, wohnen hier solche böse Leute, daß sie dich haben tot geschlagen und hier in der Kirche aufgehangen?“ Beide Stücklein können nebenbei auch gelten als Ausdruck des ostfriesischen Widerpruchs gegen Bilderschmuck in der Kirche.

Weitere Anzüglichkeiten gegen die Insulaner enthält das Buch des Kriegs- und Domänenrats Joh. Conr. Friesse: „Ostfriesland und Harlingerland.“ Aurich 1796. Ihm ist eine andere Eigenschaft der Insulaner besonders bemerkenswert erschienen, er mag sie in seiner amtlichen Eigenschaft manchmal schmerzlich genug kennen gelernt haben. Friesse sagt: „Fast sämtliche Insulaner sind gar sehr der Faulheit ergeben, und die unnennbare Trägheit gegen alles was Arbeit heißt, ist kaum glaublich. Nur die Bewohner der Insel Norderney machen eine Ausnahme von der Regel, wo Manns- und Frauenspersonen zur Arbeitsamkeit aufgelegt sind, daher ihr Wohlstand damit in genauem Verhältnis steht. Nicht so auf den übrigen Inseln. Um nur nicht arbeiten zu dürfen, begnügen sie sich lieber mit den aller- schlechtesten Nahrungsmitteln, und ehe sie die Hemmung des Flugsandes durch Bepflanzung mit Helm und Busch als eine Notarbeit ansehen sollten, lassen sie ihre Häuser und Gärten lieber unter dem vom Winde zugeführten Sande vergraben, welches leider nur zu oft der Fall ist.“

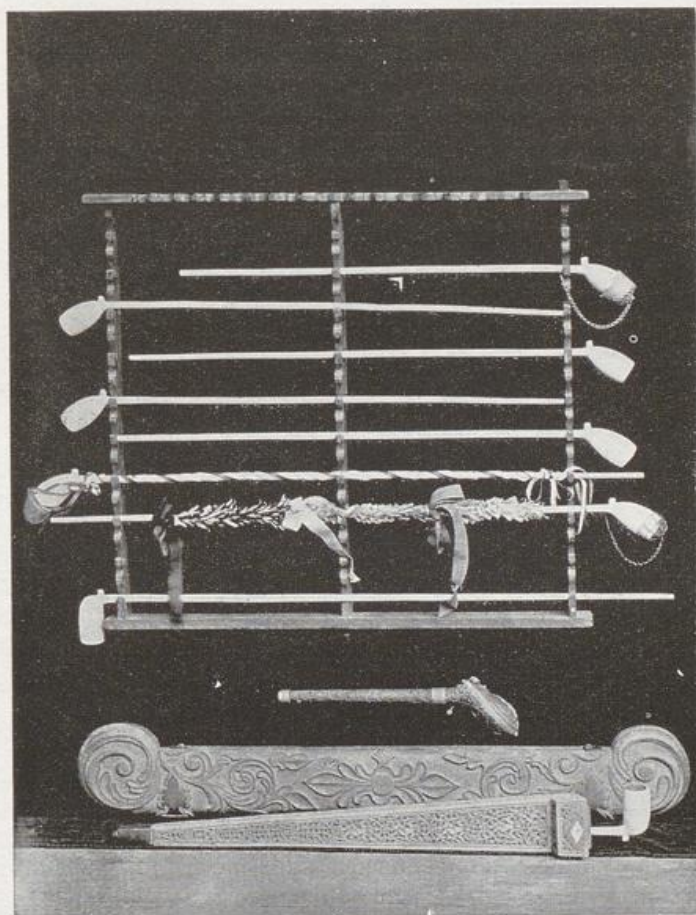
Die Frauenzimmer haben sogar eine Abneigung gegen eine der geringsten Hausarbeiten, nämlich das Spinnen — wovon jenes Sprüchlein sagt: „Spinnen deit nich vööl winnen — man de't nich deit, de mit de Lief nakend geit“ — und auf der Insel Borkum war im Jahre 1786 kein einziges Spinnrad zu finden. In solchem Jahre beklagten sich verschiedene Bewohner dieser Insel immediat beim Könige, daß es ihnen an Fonds zur Unterstützung der Witwen und Waisen der verunglückten Seeleute fehle. Um also den Armen zu Hilfe zu kommen, wurde auf königliche Kosten die Spinnerei eingeführt, es wurden 80 Spinnräder und 40 Haspel, beide mit dem Merkzeichen F. W. R. gebrannt, von einem Drechsler zu Marienhafse für 283 Fl. angekauft, und der benötigte Flach für überhaupt 280 Reichstaler angeschafft und unter die Insulaner verteilt. Für 40 Insulanerinnen, die sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Applikation auszeichnen würden, setzte der Landesvater je ein Spinnrad und Haspel, für 40 andere aber, die ersteren darin nachstehen würden, je bloß ein Spinnrad im ersten Jahre zur Prämie aus. Auf den Prämienplan wurden in der Folge von 1789/90 an jährlich Prämien für fünf Personen auf gedachter Insel Borkum, so sich auf die Spinnerei legen und in einem Jahre erweislich das mehrste Garn würden gesponnen haben, je 10 Reichstaler, also im ganzen 50 Reichstaler, ausgesetzt. Allein es hat sich bis jetzt (1796) nicht nur keine geborene Insulanerin darum verdient gemacht, sondern was noch ärger ist, um nur in der Faulheit gleich den Türken zu beharren, verbrennen sie vielmehr mutwilligerweise die Instrumente, die ihnen zum bequemen Erwerb einiger Nahrungsmittel landesherrlich geschenkt worden.“

Nun aber auch eine Lichtseite der Insulaner! „So wie bei den alten Deutschen, nach dem Zeugnis des Tacitus, die Keuschheit eine vorzügliche Tugend war, so ist sie hauptsächlich noch auf den Inseln zu Hause — und auf Borkum geht nie eine Witwe zur zweiten Ehe über.“ Allzu nüchtern setzt Friesse allerdings hinzu: „Letzteres ist aber doch wohl mehr dem Mangel an Mannspersonen zuzuschreiben, weil sehr viele Männer auf der See verunglücken und die Witwen nebst ihren Kindern gar oft in Dürftigkeit zurücklassen.“

Von den Norderneyern ist anzumerken, daß sie sämtlich schnarchen (d. h. das „r“ schnarrend als Gaumenbuchstaben statt als Lippenbuchstaben aussprechen), wir würden plattdeutsch sagen: bräjen (man vergleiche das nedische, schnarrend aus-

gesprochene Merkwort: „Mien Fader bräjt, mien Moder bräjt, man it spreek rein herut“). Hin und wieder trifft man auf den Inseln, besonders auf der zur Herrschaft Feer gehörigen Insel Wangerooge, Überbleibsel der altfriesischen Sprache an, welches die Insulaner, wenn sie darin reden, „zittern“ nennen.“ Freese weist dann auf Cadovius Müllers Gehögnisse van de ohle Freeste Mems-Tale hin, welches solche Überbleibsel für uns geborgen hat. —

Nur sehr wenig noch erinnert an jene Zeit, da unsere friesischen Inselbewohner hinaus zogen in die eisigen Gebiete Grönlands, um hier unter schweren



Nr. 94. Pfeifenlade (Pipenla) u. Pipenratje, dazwischen Pfeifenetui.
(Gebänderte Pfeifen bei Verlobungsfeft u. dgl. gebräuchlich.)

Mühen im Kampf mit den rauen Naturgewalten, unter Aufwendung größter Unerfrodenheit und zähester Ausdauer den gewaltigen Säugern des Meeres, den Walen, die Harpune an tödtlicher Stelle in den Riesenleib zu jagen, und danach mit reichem Gewinn zu den Ihrigen zurückzukehren. Es war zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als auf den meisten Inseln der ganzen friesischen Küste, vom Selder an bis nach Skagen hinauf, der Volkswohlstand einen plötzlichen Aufschwung nahm; denn Engländer, Holländer, Dänen und besonders auch Hamburger sandten ihre Schiffe zum Walfange aus und bedurften als Besatzung für ihre Schiffe energischer, tüchtiger Leute, die sie eben in den Inselfriesen fanden. Allein von den nordfriesischen Inseln zogen im Frühjahr gegen 4000 Männer aus, um teils

als Kommandeure die Führung der Schiffe zu übernehmen, teils als Steuerleute oder Matrosen, Harpuniere oder Speckschneider Dienste zu leisten. Und wenn im Frühjahr, Februar oder März, der größte Teil der männlichen Bevölkerung — denn auch sogar zwölfjährige Knaben und ebenfalls Greise fanden Beschäftigung — auszog, um auf sechs Monate die liebe Heimatsinsel mit dem eisigen Norden zu vertauschen, dann herrschte Wehmut und Trennungsschmerz unter den Zurückbleibenden. Die Schiffer steuerten, begleitet von den Segenswünschen der Angehörigen und von den Gebeten der Kirche, den größeren Häfen zu, wo die Fangschiffe schon wochenlang ausgerüstet für die beschwerliche Fahrt bereit lagen. Von den ostfriesischen Inseln stellte Borkum das Hauptkontingent für den Walfang; fast die ganze männliche Bevölkerung zog aus, so daß man während des Sommers oft Not hatte, die Toten ordentlich nach Herkommen zu beerdigen. Die Ausbeute war in vielen Jahren sehr ergiebig, in anderen wieder gering. Es herrschte gewaltige Aufregung auf der Insel, wenn es hieß: Sie kommen zurück, die vor einigen Monaten auszogen mit dem übermütigen Trinkspruch: „Up Moord und Dootslag in Grönland!“ Alles eilte ihnen voll Erwartung entgegen: Ob sie wohl alle wohlbehalten wiederkehren? Ob die Mühlen guten Gewinn abgeworfen haben? Neben größter Freude herrschte oft tiefste Trauer, wenn man schwere verpichte Eichenfärge ans Land trug, welche die Überreste eines lieben Ehemannes, Vaters, Sohnes, Bruders oder Bräutigams bargen. Denn die in schweren Wettern umgekommenen Seeleute oder die, welche den wütenden Schwanzschlägen der sterbenden Seeungeheuer zum Opfer gefallen waren, sofern man ihrer Leichen wieder habhaft werden konnte, oder die sonst zum Sterben kamen, wurden nicht dem Meere übergeben, sondern erhielten ein ehrliches Begräbnis auf dem heimatischen Friedhofe. Das Borkumer Kirchenbuch meldet uns aus jener Zeit in schlichten Worten fast Jahr für Jahr von solchen Fällen.

Der wirtschaftliche Niedergang, ja Ruin, trat für die Inseln ein, als infolge des Unabhängigkeitskampfes der Amerikaner auch in Europa schwere Wirren entstanden, und besonders war es der holländisch-englische Seekrieg (1780—1783), welcher Handel und Fischfang lahm legte. Wie schon vorhin erwähnt, warf oft der Walfang reichen Gewinn ab, und dann wurde das gelöste Bargeld wohl im „Marsemmer“, einem oben verschlossenen Holzeimerchen, das an einem Deckbalken in der Wohnstube zu hängen pflegte, aufbewahrt. Während der vielen Mußestunden an Bord hatten die Grönlandsfahrer genug Zeit und Gelegenheit, aus Eichenholz hübsche Schnitzereien, wie reizende Tabakstäben, Uhrgehäuse, Feuerstoven und allerhand sonstige nützliche Gegenstände anzufertigen, die mit geschnitztem Laubwerk, verschlungenen Namenszügen und zuweilen auch mit Sinnsprüchen verziert waren. An jene Zeiten erinnern heute ferner noch die mit grauen und gelben Flechten dicht überzogenen gewaltigen Walfischknochen, die an manchen Stellen als Einfriedigung der Gärten dienen, aber schon nach und nach auch verschwinden. Freese bemerkt davon: „Man sieht die Gärten dieser Insulaner mit Walfischkinnladen und -Gräten umzäunt, und die Torwege vor den Häusern von den Kinnladen dieses Fisches, mit Walroßköpfen geziert, erbaut.“ „Der letzte Kommandeur“ ist der Titel einer sehr poesievollen Erzählung von Albert Schmidt, worin alles verarbeitet ist, was von den Borkumer Grönlandsfahrern zu sagen ist und auch noch manches andere aus der Volksgeschichte dieser Insel. Abgedruckt ist diese wirklich lesenswerte Geschichte des angeblich 1844 gestorbenen letzten Kommandeurs, genannt Pieter Potter, z. B. im Christophorustalender vom Jahre 1892. In Emden gab es eine Vereinigung der Grönlandsfahrer unter dem Namen Kompagnie de Jonas, und ihr Wahrzeichen, der Prophet Jonas aus dem Walfischrachen wieder ans Land geworfen, wie es wohl vor ihrer Herberge angebracht war, ist bis auf den heutigen Tag in einer Steinfigur gut erhalten.

„Man wird mir“, sagt Freeze nach längeren Ausführungen über die Verwaltung und Gerechtigkeit der Inseln, „noch eine kleine Digression erlauben, die ich zur Rettung des guten Namens der Inseln und insbesondere auch der Prediger zu machen dienlich erachte. Sie betrifft einen denselben gemachten lieblosen Vorwurf wegen eines vormaligen Gebets, welches sie zu Gott gerichtet und darin sie gebetet haben sollen, daß Gott den Strand segnen wolle. Ich würde davon nichts erwähnen, wenn nicht in unseren Tagen Schriftsteller es sich zum Geschäft machten, solche wieder hervorzurufen und — unbekümmert um den wahren Sinn des Gebets — es noch liebloser auszulegen suchten, so daß sogar eine kleine gelehrte Streitigkeit darüber entstanden ist.“ — Alle überhaupt möglichen Deutungen, nach der guten wie nach der schlechten Seite, sind versucht. Uns interessiert es hier besonders, daß schon der Pastor Gerhard Christoph Bechtmann, der von 1753—1765 auf der Insel Juist im Amte stand, in den „Ostfriesischen Mannigfaltigkeiten“ 1784 die Bitte „Gott segne unsern Strand“ einer Beurteilung unterzieht. „In vormaligen Zeiten“, so schreibt er, „soll man auf den Inseln öffentlich gebeten haben, daß Gott den Strand segnen wolle. Unberichtete Leute sind in dem Wahne gewesen, als wenn die Insulaner gewünscht, daß an ihren Inseln sein viele Schiffbrüche geschehen möchten, welcher unmenschliche und unchristliche Wunsch doch wohl nicht bei irgend einem aufgestiegen. Denn zu geschweigen, daß die Bergung der verunglückten Menschen und Güter, zumal auf den westlichen Inseln, oft mit der größten Lebensgefahr verbunden, die guten Insulaner auch nur das wenigste davon kriegen, so ist der Sinn des Wunsches, den mir ein alter, redlicher Einwohner von Juist erklärt, eigentlich dieser: daß die Vorsehung dadurch angerufen werde, zu verhüten, daß der Strand, d. i. das zwischen der See und den Dünen befindliche Ufer, sich nicht vertiefe, sondern vielmehr sich erhöhe, damit nicht, wie die See bis an die Dünen geht, der Fuß derselben abspüle, die Dünen selbst nach und nach in die Fluten stürzen, als dadurch die Inseln und das feste Land in Gefahr kommen.“ So wenig es nun ein unchristlicher Wunsch wäre, Gott zu bitten, daß er das Watt, zumal vor dem Deiche oder die Berme (die breite und flache Sohle) am Fuße desselben nicht wolle abnehmen oder vertieft werden lassen, sondern vielmehr Erhöhung und Anwachs daselbst befördern: so wenig ist auch in dieser Hinsicht der Wunsch der Insulaner zu tadeln, daß Gott den Strand segnen wolle. In unserm öffentlichen Kirchengebete heißt es ja, daß Gott Deiche und Dämme des Landes, auch angehörige Inseln sich wolle empfohlen sein lassen. Freeze, dessen eigene Ansicht sich so ziemlich mit derjenigen Bechtmanns deckt, schreibt weiterhin: „Hier im Lande fehlt es auch nicht an solchen Auslegern, die dem Gebete der Insulaner und der Prediger aus Mißverständnis jenen anderen unchristlichen Sinn unterlegen. Andere verfahren darunter etwas glimpflicher und behaupten, die Meinung bei dem Gebete sei, daß Gott, wenn ja überhaupt Schiffe und Güter nach seinem weisen Verhängnis zur See verunglücken sollten, sie ihnen alsdann zur Bergung zuführen und an ihre Inseln stranden lassen möge.“

Um des Gewichts der Stimme willen, welches einem Manne wie dem Generalsuperintendenten Bartels-Murich in volkstündlichen Dingen zukommt, möchte ich hier noch anführen, was derselbe mir aus Anlaß meiner bezüglichen Abhandlung in den Seemannsprüchen über das „Gott segne unsern Strand“ geschrieben hat:

„Das vielbesprochene „Strandgebet“ halte ich in der Hauptsache für freundnachbarliche Rantüne, bzw. Mißdeutung. Ist Ihnen das um die Zeit der Weihnachtstut 1717 oder bald nach ihr üblich gewesene ostfriesische lutherische Kirchengebet wohl dabei zur Hand gewesen? Dort ward Fürbitte für Deich und Dämme samt vorgelagerten Eilanden vorgesehen — und gewiß mit gutem Grunde. Auf dem Eiland selbst lokalisierte sich das mit ebenso gutem Grunde weiter in der

Fürbitte um Gottes Schutz über „Strand und Dünen“. Mir schwebt vor aus meiner Kinderzeit, daß auf Borkum gesagt ward, im Kirchengebet werde Gott nicht um Strandgut angerufen, sondern es heiße: „zegen en bewaar ons eiland met strand en duinen.“ Man wußte ja sehr gut, was die Abnahme des Weststrandes und das Abbröckeln der Westdünen bedeutete. Was für Hintergedanken mitunter ein Strandläufer dabei gehabt haben mag, ist freilich etwas anderes, und was Nichtinsulaner mit Aus- und Unterlegen den Eilandsbewohnern anhängten, ist auch leicht zu denken. Sie erinnern sich aus Cadovius Müllers Memoriale, daß die Festlandsbewohner den „oyelauhnern“ gern alle Streiche andichteten, deren sie selbst nicht fähig gehalten sein wollten.“

Was sagen wir zu diesem Streit der Meinungen? Bloß dieß, daß es urkundlich im Kirchengebet der alten ostfriesischen Kirchenordnung heißt: Du wollest auch zu der Schifffahrt Glück und Segen geben, und die Dämme und Deiche des Landes, auch angehörige Inseln, durch deinen starken Arm bewahren. Letzteres lokalisierte sich naturgemäß auf den Inseln in der Bitte um Bewahrung von Strand und Dünen. Dagegen der Wortlaut „Gott segne unsern Strand“ würde das durch allerlei Erklärungskünste abgewiesene Mißverständnis geradezu nahelegen. (Vgl. Ludwig Kemmer „Die Sage vom Strandseggen und das Strandrecht an der deutschen Küste.“ Grenzboten 1904.) Jetzt lautet die Fürbitte in der Litanei: Behüte die Schiffe und alle, die auf dem Meere fahren, mache unsere Dämme und Deiche fest, stille das Brausen des Windes und das Toben der Wellen. Die Lösung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger aber, in die auch wir von Herzen einstimmen, ist diese: Gott segne das Rettungswerk!

Wegen der Gefahren von Wind und Meer, der früheren Armseligkeit und Weltabgeschlossenheit auf den Inseln heißt es sprichwörtlich: „'t geit der nargends maller heer as in de Welt un up't Eiland“ und „wat is't 'n Eilandslevend!“ Als ich nach Juist zog, schenkte mir ein lieber Freund das ergreifende Bild des gezeigten Landschaftsmalers Eugen Bracht „Das Gestade der Vergessenheit“, gleich Chamisso's großartiger Dichtung Salas y Gomez ein Hymnus auf die Einsamkeit. Auch denke ich dabei an das Gedicht Kögels, dessen letzte Strophe lautet:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült ans Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterland ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lese:
Es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose.

Die letzte Zeile steht auf Veranlassung der Carmen Sylva mit goldenen Buchstaben in Marmor gemeißelt vor dem Drinkelbudenkarkhof auf Sylt. Im wehmütig-ernsten Gedanken daran nehmen wir bewegt Abschied von unsern lieben Inseln, die für ostfriesische Volkstunde so viel eigenartigen Stoff darbieten. Haben unsere Altvordern den Deich „gouden halsbân“ (goldenes Halsband) des Festlandes genannt, so wird auch der Vergleich gestattet sein, daß unsere Inseln die Juwelen daran sind.

